

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 1

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Urs Bitterli

Eine Jugend in Deutschland

Zu Golo Manns «Erinnerungen und Gedanken»

«*Wir sind von Kindheit an, was wir sind*», heisst es zu Beginn von Golo Manns Erstlingswerk über Friedrich von Gentz, «*und alles Spätere ist Auslegung des Frühesten.*» Und vierzig Jahre darauf, in seinen autobiographischen Betrachtungen, die er nicht als Memoiren missverstanden haben will, zitiert derselbe Autor seinen spanischen Lieblingsdichter Antonio Machado: es sei die Kindheit des Menschen wahre Wahrheit und alles Spätere ein Verfall, ein Abfallen von ihr.

Golo Mann, «*der graue Herr, der hier in Kilchberg bei Zürich an seinem Schreibtisch sitzt, mit dem Blick auf den nebligen See*», sucht sich zu vergegenwärtigen, wie es damals war, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, an der Franz-Joseph-Strasse in München, im Hause des durch die «*Buddenbrooks*» berühmt gewordenen Schriftstellers, der sein Vater war. Der sich erinnert, weiss um das Gewicht und die schicksalhafte Tragweite frühkindlicher Eindrücke, zugleich aber auch um die Künstlichkeit nachträglich vorgenommener Sinnggebung. Ein gemütvoll entwickeltes, von der Erfahrung des späteren Lebens her beleuchtetes Kindheits- und Jugendbildnis, wie es zur Tradition deutschsprachiger Memoirenliteratur von Jung-Stilling zu Elias Canetti gehört, will Golo Mann nicht geben. Es ist eine vorsichtige, fast tastende Annäherung an die eigenen Anfänge, die sich in den ersten Kapiteln von «*Erinnerungen und Gedanken*» vollzieht, hinführend zu einer Bestandesaufnahme, die ihre Unebenheiten und Lücken nicht verbirgt¹.

Der Autor setzt ein mit den Aufzeichnungen seiner Mutter Katia, die über die Entwicklung des Kleinkindes ein reizvolles Tagebuch geführt hat, fügt einige scharf umrissene Episoden aus der Vorkriegs- und Kriegszeit hinzu, berichtet in Stichworten von den älteren Geschwistern Erika und Klaus, von prominenten Besuchern des Hauses, und, besonders eingehend, von seinen frühen Lektüre-Erfahrungen. Von Thomas Mann wird

kaum gesprochen, und der Leser, der gehofft haben sollte, hierzu Näheres zu erfahren, wird sich getäuscht sehen. Als historische Persönlichkeit hat Golo Mann seinen Vater einmal, in seiner *«Deutschen Geschichte»*, charakterisiert, auf wenigen glänzenden Seiten, denen auch heute kaum etwas zuzufügen ist: vom *«hoch gescheitern, redlichen Wirrwarr»* der *«Betrachtungen eines Unpolitischen»* ist da die Rede, vom *«Zauberberg»*, dem *«repräsentativen deutschen Roman der Stresemann-Jahre»*, aus welchem *«Unterhaltung die Fülle, nicht aber belehrende Entscheidung zu gewinnen war»*, aber auch von der entschiedenen Absage an den Nationalsozialismus. Zur Privatperson seines Vaters aber ist der Sohn immer sehr wortkarg geblieben: ganz selten die etwas unwillige Bemerkung, er, Golo Mann, möchte an seiner eigenen Leistung, nicht an der des Vaters gemessen werden, und hie und da eine Anspielung auf des Vaters Werk, die beweist, wie gut er dieses Werk kennt. Oder auch zuweilen eine vorsichtige, leise Kritik, wie beispielsweise im Dialog mit seiner Mutter in deren *«Ungeschriebenen Memoiren»*: *«Im übrigen»*, heisst es da, *«war die Arbeitsruhe unseres Vaters natürlich die Hauptsache im Haus. Vielleicht haben wir darunter auch ein bisschen gelitten.»* Und nun wieder in *«Gedanken und Erinnerungen»*: wir vernehmen zwar das eine und andere von der lastenden väterlichen Autorität, von gelegentlichen Zornesausbrüchen und der Unerwünschtheit der geringsten Störung; aber dies alles bleibt merkwürdig distanziert und zusammenhanglos — erneut wird die Sohn-Vater-Beziehung nicht thematisiert. Kein Zweifel, und man mag dies schliesslich auch in Thomas Manns *«Tagebüchern»* und in Klaus Manns Lebensbericht *«Der Wendepunkt»* nachlesen: Angelus Gottfried, genannt Golo, war ein ungeliebter Sohn, kein Kind jedenfalls, dessen Werdegang von väterlicher Seite mit jener erwartungsvollen Fürsorge verfolgt wurde, die man Erziehung nennt. Vielleicht, in der Tat, ist Verschwiegenheit eine diesem Befund angemessene Darstellungsform.

Nun gehört Thomas Mann nachgerade zu den am besten dokumentierten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts, und entscheidend Neues, das die vorliegenden Selbstzeugnisse und die Zeugnisse anderer ergänzte oder korrigierte, ist, von welcher Seite auch immer, kaum mehr zu erwarten. Man darf wohl sagen, dass ein zwingendes objektives Bedürfnis des Lesers, über den Privatmann mehr zu wissen, schwer nachweisbar ist und dass ein subjektives Bedürfnis, falls es vorliegt, sich in seiner fordernden Indiskretion von selbst verbietet. Aber die Frage, ob nicht für das Verständnis von Leben und Leistung des Sohnes Wichtiges gewonnen worden wäre, wenn dieser das Verhältnis zum Vater nicht ausgeklammert hätte, bleibt im Raum. Denn dass diese Vaterfigur, im Guten wie im Bösen, zentrales Gewicht hatte, ist offensichtlich, und Golo Mann kommt am Schluss seiner *«Erinnerungen und Gedanken»*, wiederum beiläufig, selbst darauf zu

sprechen, wenn er schreibt, er habe erst den Tod des Vaters abwarten wollen, um als Schriftsteller hervortreten. Das lässt vermuten, Golo Mann habe sich in einem langwierigen Emanzipationsprozess vom Schatten seines Vaters lösen müssen. Aber der Einblick in diesen Prozess wird dem Leser verweigert, und er kommt über seine Vermutung, so plausibel sie ist, nicht hinaus. Die wahre Wahrheit der Kindheit, von der Machado sprach, kann der Leser nur ahnen.

Mit der Darstellung seiner Internatszeit in der Eliteschule von Salem gewinnt Golo Mann offeneres Fahrwasser, überlässt sich rückhaltloser der Erinnerung. Es wird deutlich, dass sich der Jüngling an dieser Schule, mit dem Blick auf das «*fremde, reiche, glückliche Land, die Schweiz*», wohl gefühlt hat. Vorbei die Quälerei am öffentlichen Münchener Gymnasium — nebenbei bemerkt: Wer hat wohl je über die Studienräte der Weimarer Republik Günstiges verlauten lassen? Hier, in der Abgeschiedenheit von Salem, erlernt der Autor den verantwortungsbewussten Umgang mit Gleichaltrigen und findet in Kurt Hahn, dem Internatsleiter, eine erwachsene Bezugsperson von hohem menschlichem Rang. Doch die Abgeschiedenheit, so dienlich sie der vertieften humanistischen Ausbildung in englischer College-Atmosphäre ist, schliesst die Zöglinge nicht hermetisch von zeitgeschichtlichen Vorgängen ab, sucht vielmehr, in der Auseinandersetzung mit diesen, die staatsbürgerliche Reife zu fördern. Vom Hitlerputsch, im November 1923, vernehmen die Internatsschüler durch die Zeitungen, über aktuelle Themen wie Antisemitismus und Pazifismus diskutiert man im Kreis der Lehrer und bemüht sich, Position und Gegenposition sichtbar zu machen. Indem Golo Mann über diese Debatten berichtet, wird eine ganz besondere Qualität dieser «*Erinnerungen und Gedanken*» deutlich, die, unter Memorialisten nicht eben häufig, das ganze Buch prägt. Es gelingt nämlich dem Verfasser, sowohl anschaulich zu machen, was er als junger Mensch mit noch begrenztem Erfahrungshorizont empfand, als auch, aus der Sicht des Erwachsenen und in Kenntnis des geschichtlichen Verlaufs urteilend, das Verständnis für jene Zeit reflektierend zu vertiefen. Nie wird dabei dem Jugendlichen eine Einsicht unterschoben, die erst der gesetzte Herr haben kann; aber auffällig ist doch, wie sensibel der Student bereits auf Zeitereignisse reagiert und wie richtig er im Grundsätzlichen oft Stellung bezieht. Thomas Mann pflegte, in Anlehnung an Schopenhauer, diese seismographische Empfindlichkeit «*Irritabilität*» zu nennen und an sich selbst bald zu tadeln, bald als schöpferisches Stimulans zu loben; um eine Art von Familienbegabung muss es sich doch wohl gehandelt haben.

In Berlin, wo Golo Mann 1927 sein bereits in München begonnenes Studium der Geschichte fortsetzt, zeigen sich die Krisensymptome bereits bedrängender, zuerst im kulturpolitischen Bereich, wo Ossietzky, Tucholsky und Brecht von sich reden machen. Zu diesen und anderen

Publizisten und Schriftstellern findet sich in den *«Erinnerungen und Gedanken»* eine Reihe freimütiger und prägnanter Aperçus, und auch die bürgerliche Gegenwelt deutsch-nationaler und vorsichtig-liberaler Universitätsprofessoren wird nicht ausgespart. Geistige Enge und blinde Selbstgerechtigkeit mehr oder weniger hier wie dort, bei Kathederdozenten wie bei Publizisten. *«Mir schaudert»*, schreibt Mann, *«wenn ich an die Unkenntnis der weiten Welt denke, in welcher Deutschland damals lebte und ohne die das fatale Abenteuer des ›Dritten Reiches›, samt aller seiner Folgen, überhaupt nicht denkbar gewesen wäre.»* Man kann, aus indirekter Kenntnis des Vergangenen, nicht anders urteilen.

Nach einem Intermezzo als Hilfsarbeiter in einem Braunkohlebergwerk in der Niederlausitz bezieht Golo Mann im Frühsommer 1929 die Universität Heidelberg, wendet sich dem Studium der Philosophie zu und tritt mit Karl Jaspers in näheren Kontakt. Der Beziehung zu Jaspers ist ein ganzes Kapitel gewidmet; neben Kurt Hahn, bekennt der Autor, sei dies die Persönlichkeit gewesen, die auf ihn am stärksten gewirkt habe. Das Kapitel gerät keineswegs zur uneingeschränkten Huldigung, und kritische Anmerkungen finden sich vor allem zu Jaspers' politischer Publizistik nach Kriegsende. Interessant wird auch über die Entstehung von *«Die geistige Situation der Zeit»* im Jahre 1931 berichtet, einem aufschlussreichen, in löblicher Absicht verfassten Buch, das aber, so mag man hinzufügen, dem raunenden Duktus lebensphilosophischer Erzeugnisse, wie sie den Nationalsozialismus geistig mittragen halfen, zu nahe stand, um klärend zu wirken. Die Bilanz, die Golo Mann aus seiner Beziehung zu Jaspers zieht, ist bezeichnend für die in diesen *«Erinnerungen und Gedanken»* immer wieder geübte Kunst knapper und treffender Zusammenfassung: *«Was ich von Jaspers lernte: dass der Mensch immer mehr ist, als er selber von sich wissen kann, daher sich selber durch sein Tun immer wieder überraschen wird. Dass es Fragen gibt, die als Fragen sinnvoll, sogar unausweichlich sind, ohne dass sie eine zwingende Antwort vertragen; dass es unlösbare Denkkonflikte gibt; dass jedes behauptete Totalwissen falsch ist und obendrein Schaden stiftet.»*

Golo Mann befasst sich ausführlich mit der Machtergreifung Hitlers. Im Zentrum seiner Ausführungen steht nicht die Person des Diktators selbst, dessen Überzeichnung und Dämonisierung der Autor immer vermieden hat, sondern die Analyse der Umstände, die Hitlers Aufstieg ermöglichten, und der Figuren, die ihm den Weg ebneten. Die entscheidenden Jahre des Zusammenbruchs der Grossen Koalition, der Ablösung der parlamentarischen Regierung durch Präsidialkabinette und Notverordnungen, erlebt Golo Mann von Heidelberg aus, als politisch zunehmend engagiertes Mitglied der *«Sozialistischen Studentengruppe»*. In beklemmend eindrücklichen Momentbildern wird die Radikalisierung des politischen Klimas

vergegenwärtigt, die immer heftigere Polarisierung der Auseinandersetzung in der Presse und bei öffentlichen Veranstaltungen, das Kesseltreiben der Fakultäten gegen missliebige Gelehrte. Besonders wertvoll ist der auszugsweise Abdruck von Artikeln, die Golo Mann damals in der studentischen Presse und in der Tageszeitung veröffentlicht hat — von Klarsicht und Mut geprägte erste Zeugnisse seiner politischen Publizistik. Auf die Beschimpfung seines Vaters beispielsweise, der eben in seiner aufsehen-erregenden Berliner Rede von 1930 das Bürgertum aufgefordert hat, seinen politischen Platz an der Seite der Sozialdemokratie einzunehmen, repliziert er mit bewegender Loyalität, und nicht minder eindrücklich ist seine Stellungnahme zu antisemitischen Äusserungen nach dem Tod des Germanisten Friedrich Gundolf.

Was konnte der junge Akademiker damals, 1931, von dem voraussehen, was zwei Jahre später deutsche Wirklichkeit sein würde? *«Die Wahrheit ist»*, schreibt Golo Mann, *«dass ich gar nichts voraussah, noch am 31. Januar 1933 nicht.»* Und in den Tagebüchern, die er damals führt, hält er anlässlich eines kurzen Besuchs in München und nach der Teilnahme an einer von Hitler bestrittenen Wahlveranstaltung fest: *«Aber der Bursche sprach und gestikulierte wie der tragische Held im Schmierenschauspiel und seine Argumente waren langweilig, monoman und kümmerlich. Das Publikum recht dünn, ohne Begeisterung und ohne Aufmerksamkeit — es ist ein Spektakel, das langweilig geworden ist. Wie anders der Eindruck bei der Bayerischen Volkspartei; der riesige Circus besetzt bis auf den letzten Platz, die Redner sachlich, ohne jede Flause, dicht von Argumenten, einfacher, übersichtlicher Ausdruck schwieriger Sachverhalte, zugleich populär und gebildet.»* Man weiss heute, dass sich der jugendliche Tagebuchschreiber mit solcher Unterschätzung Hitlers in guter Gesellschaft befand. *«Den Mann»*, schrieb Tucholsky damals vom kommenden Führer, *«gibt es gar nicht; er ist nur der Lärm, den er verursacht»* — und so dachten nahezu alle Intellektuellen. Dass Hitler an der Regierungsgewalt in unwichtiger Funktion beteiligt würde, mochte man vielleicht noch ahnen, nicht aber, dass er die Klugheit besass, sich im politischen Intrigenspiel durchzusetzen, dass er über die kontrollierte Energie verfügte, seinen neuen Staat zu organisieren, und dass er genügend Handlanger fand, die ihm dabei, bis hin zum Scheusslichsten, halfen.

Nach seiner Promotion bei Jaspers, 1932, fährt Golo Mann nach Hamburg, um an der dortigen Universität das Staatsexamen für das höhere Lehramt vorzubereiten. Es ist dies das Jahr der Wiederwahl Hindenburgs und des Rücktritts von Brüning, des verhängnisvollen Ränkespiels der von Schleicher und von Papen, des Wahlerfolgs der NSDAP, die nach dem Juli die stärkste Fraktion im Reichstag stellt. In der Art und Weise, wie Golo Mann über dieses Jahr berichtet, wird deutlich, wie sehr er das Zeitgesche-

hen als Moralist beurteilt, hierin Schiller ähnlich, dem er einmal einen schönen Essay gewidmet hat. Es gibt in Manns Geschichtsbild, in feiner Abstufung und oft widersprüchlicher Mischung, noch gute und böse Menschen, nicht nur Gefangene ihrer Umstände und Figuranten in einem determinierten Prozess; dem Individuum bleibt ein Freiheitsspielraum belassen, man mag diesen den historischen Zufall nennen, wo es zu verantwortungsbewusstem Handeln aufgerufen wird. Schon in seiner *«Deutschen Geschichte»* hat Golo Mann das *«Kabinett der Barone»* mit ätzender Schärfe beurteilt; er tut es in den *«Erinnerungen und Gedanken»* wieder, getreu dem staatsbürgerlich-moralischen Grundsatz, wonach das Gewicht der Verantwortung mit der politischen Position, die der Handelnde bekleidet, steigt.

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler überstürzen sich die Ereignisse, im Politischen wie im Privaten. Anfang Februar 1933 siedelt Golo Mann nach Göttingen über, verfolgt hier die ersten Gleichschaltungsmassnahmen des preussischen Innenministers Göring, registriert den vereinzelt Protest, den sich Carl von Ossietzky in Berlin und Leopold Schwarzschild in München noch für kurze Zeit leisten können. Die Eröffnungssitzung des neuen Reichstages in der Potsdamer Garnisonskirche und die Annahme des Ermächtigungsgesetzes erlebt der Autor von München aus. Er sieht und beschreibt, wie die Zeichen des Unguten sich zu mehren beginnen: die plötzlichen Entlassungen und die plötzlichen Aufstiege, die Äusserungen des Antisemitismus, die Morde. Geradezu gespenstisch wirkt die Erinnerung an eine in dieser Zeit unternommene Bildungsreise nach Weimar, wo Golo Mann mit einem Freund im traditionsreichen *«Elefanten»* absteigt und dem munteren Gespräch zweier Juristen und ihrer Damen am Nebentisch entnimmt, dass die Exekutionen schon begonnen haben.

In Familienangelegenheiten besucht Golo Mann im Jahre 1933 mehrmals die Schweiz, berät sich mit seinen Eltern, die nach einer Vortragsreise nicht mehr nach München zurückgekehrt sind. Es ist dies die besonders schmerzliche Periode der inneren Ungewissheit, des Abbruchs persönlicher Beziehungen, des billigen Opportunismus von seiten jener, die man für seine Freunde hielt. Schmäbliche Untreue von oben wie von unten: bei den prominenten Kulturträgern, die den von den Nazis vorbereiteten, gegen Thomas Mann gerichteten *«Protest der Wagner-Stadt München»* unterzeichnen, wie beim langjährigen Familienchauffeur, der sich als Spitzel entpuppt. Mit Ausschnitten aus dem damals geführten Tagebuch veranschaulicht Golo Mann die Atmosphäre seiner letzten Wochen in Deutschland, schildert die Zusammentreffen mit Verwandten und Freunden in München, Berlin und Göttingen, erwähnt schliesslich den bereits im Bewusstsein der persönlichen Gefährdung gefassten Beschluss zur Aus-

reise nach Frankreich. In Bandol an der französischen Riviera trifft er mit den Eltern und Onkel Heinrich, die sich dort provisorisch niedergelassen haben, zusammen. «*Jetzt ist die Familie das einzige, was mir geblieben ist*», heisst es im Tagebuch unter dem 3. Juni, «*das kann nicht gut gehen.*» Und ein paar Tage später: «*Gestern abend mit Heinrich am Meer promenierte; er tut mir wirklich leid, trägt sein Schicksal mit viel Würde, ja selbst mit Charme, und nicht so damenhaft in seinen Schmerzen wie der Alte . . . Nun will er sich ein Zimmer mieten und mittags auf der Gasflamme Eier mit Schinken kochen.*»

Golo Manns «*Erinnerungen und Gedanken*» schliessen — vorläufig, möchte man hoffen — mit dieser Übersiedlung nach Frankreich, die zur Emigration werden sollte. Es folgen, das Buch abrundend und seinen Inhalt vertiefend, einige das Persönliche mit dem Allgemeinen verbindende Schlussbetrachtungen, Betrachtungen zu Krieg und Zwischenkrieg, zum eigenen Lebensgang, zu dem, was man geworden ist, und zu dem, was man wohl, in anderen Zeitläuften, geworden wäre. Man mag aus den nachdenklichen Überlegungen eine herausgreifen, weil sie für Golo Manns Geschichtsverständnis bezeichnend und auch für die Darstellungsform nicht unwichtig ist, die er seinen «*Erinnerungen und Gedanken*» gegeben hat. Mit Nachdruck wendet sich der Autor dagegen, in Hitler die unausweichliche Vollzugsperson eines objektiven Prozesses zu sehen, ihm seine Unvermeidbarkeit zu bescheinigen. Gewiss: Golo Mann leugnet nicht die Kontinuitäten, die Hitlers Aufstieg begünstigten, aussenpolitisch etwa die nachwirkenden hegemonialen Sehnsüchte der wilhelminischen Zeit, innenpolitisch die mangelhaft vollzogene Demokratisierung der Gesellschaft der Weimarer Republik. Aber zwingend waren Hitler und das «*Dritte Reich*» nicht; es bedurfte einer ursächlich komplexen parteipolitischen Pattsituation, und es war das Versagen einzelner ebenso nötig wie die schwankende, leicht zu beeinflussende Kollektivbereitschaft eines kriegserschüttelten Volkes, um die Hitlerdiktatur zu ermöglichen. In solcher Einschätzung des Tatbestandes trifft sich der Moralist mit dem Anti-Deterministen, der dem Fatalismus, und äussere sich dieser auch im Gewand einer auf restlose Klärung prätendierenden sozialgeschichtlichen Strukturanalyse, mit Entschiedenheit entgegentritt, sei es denn nur, um der staatsbürgerlichen Verantwortung des Individuums ihre Chance nicht zu entziehen.

Und ähnlich, wie sich Golo Mann zur Geschichte verhält, verhält er sich zu seinem Leben; daher, wie uns scheint, der nach allen Seiten hin offene Charakter dieser «*Erinnerungen und Gedanken*». Gewiss gibt es auch in dieser Lebensgeschichte spezifisch wesensmässige Grundgegebenheiten und Kontinuitäten, zum Beispiel die freimütig eingestandene Tendenz, es eher mit der Obrigkeit als mit der Opposition zu halten, oder die frühzeitig

erkannte Neigung, die Existenz in ländlichen Verhältnissen derjenigen in Grossstädten vorzuziehen. Aber immer hält sich der Verfasser bewusst und spielt auch gelegentlich mit dem Gedanken, dass alles auch ganz anders hätte kommen können. So entsteht keine Autobiographie, in der sich aus Dichtung und Wahrheit der Sinn des Ganzen erschliesse, aber auch keine, die, nach der Art Benjamin Franklins, über Tugenden und Leistungen Bericht erstattete und die Misserfolge an angestrebten Lebenszielen mässe. Golo Manns Leben erscheint auf den Seiten dieser *«Erinnerungen und Gedanken»* nicht als Willens- und nicht als Kunstleistung, auch wenn, was das letztere anbetrifft, das Buch in seinem Wechsel der Erzählperspektiven virtuos komponiert ist. Vielmehr gewinnt man den Eindruck eines mit der hohen Begabung zur narrativen Reflexion, die Golo Mann eigen ist, geführten Selbstgesprächs; es ist ganz so, als habe der Autor den jungen Menschen, der er damals war, auf ein Glas Wein zu sich gebeten, und wir Leser dürften Zeugen der geführten Unterhaltung sein. Vieles wird in diesem Gespräch nur angetippt, bleibt unausgeführt, wie es unter Freunden eben üblich ist, und daraus ergibt sich eine eigentümliche Vertraulichkeit, die vom Leser, wenn er sich zugehörig fühlen will, ein gutes Vorwissen über den Erzähler, dessen Familie und die Zeitumstände voraussetzt. Darin mag im übrigen auch ein Nachteil dieser unorthodoxen Art, über sich selbst zu berichten, liegen. Die Autobiographien Stefan Zweigs und Carl Zuckmayers, um zwei bedeutende Beispiele unseres Jahrhunderts zu nennen, kann auch derjenige mit Gewinn lesen, der von den Verfassern nicht das geringste weiss; die *«Erinnerungen und Gedanken»* sind so unmittelbar nicht zugänglich.

Lässt sich nach allem, was wir aus dieser Kindheit und Jugend erfahren, die Persönlichkeit Golo Manns auf einen knappen Begriff bringen? Der Autor nennt sich selbst wiederholt einen *«konservativen Schriftsteller»*, ein selbstironisches Understatement, wie wir meinen, das nur teilweise stimmt und boshafte Vorurteil allzu leicht Vorschub leistet. Sicherlich sind konservative Züge unverkennbar, am stärksten hervortretend vielleicht in der Treue zu Personen und Dingen, die den Autor immer wieder zu denselben Bekannten, zu denselben Büchern zurückführt, so etwa zur intensiven Beschäftigung mit den lateinischen Autoren der Salemer Studienjahre. In dieser Hinsicht, aber auch in seinem auf Ausgleich, Mass und Ordnung ausgerichteten Wesen und in seiner Distanz gegenüber bloss modischen Zeiterscheinungen erinnert Golo Mann durchaus an den Idealtypus des *«honnête homme»* aus dem französischen 17. Jahrhundert. Doch dies ist nur die eine Seite, und man muss auch von der Unabhängigkeit, der Eigenwilligkeit des Publizisten und Historikers sprechen, der sich öffentlicher Auseinandersetzung durchaus gestellt hat. Nein, der Mann, der sich so früh gegen den Nationalsozialismus wandte, der nach dem Krieg mit einem

wichtigen Werk zur deutschen Geschichte einen entkrampfteren Umgang mit der nationalen Vergangenheit einleitete, der mit der *«Propyläen-Weltgeschichte»* in den sechziger Jahren das damals kosmopolitischste Werk dieser Art in deutscher Sprache schaffen half, der immer wieder auch politisch Stellung bezog, etwa zur Frage der deutschen Ostpolitik — nein, ein *«konservativer Schriftsteller»* im üblichen Wortsinn ist das nicht. Warum sich wohl dieser liberale Historiker, für den wir ihn halten, selbst so nennt? Er müsste doch wissen, dass er damit bereitwillig das Etikett übernimmt, das manche seiner Gegner ihm zugedacht haben, jene progressiven Historiker etwa, für deren Geschmack er zu humanistisch gebildet ist und denen er — dies ein typisch deutsches Vorurteil — zu gut schreibt. Aber vielleicht gehört auch dies zum *«honnête homme»* Golo Mann: dass es sein Ehrgeiz ist, was andere ihm als Schmähung anhängen, durch seine Person und Leistung zur Auszeichnung werden zu lassen.

¹ Golo Mann, *Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland*. S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1986.

Vierundzwanzig Sätze über das Dasein im leeren Raum

Friedrich Dürrenmatt:

«Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter»

Was eigentlich hat mich an der *«Novelle in vierundzwanzig Sätzen»* so sehr gefesselt, dass ich meine, Friedrich Dürrenmatt sei hier ein Stück Prosa gelungen, das zu den kostbarsten und besten in seinem gesamten Werk zu zählen sei? Oder anders gefragt: Wie kommt es, dass mich ein Autor, den ich seit langem zu kennen meine, dessen Stärken und Schwächen, auch dessen Selbstwiederholungen und sattsam bekannte Privatspässe mir jedenfalls längst nicht mehr neu sein können, mit diesem an Umfang kleinen Werk auf einmal wieder fasziniert und zur Aufmerksamkeit zwingt, als sei, was er erzählt, brandneu und unerhört? Dies je-

denfalls ist mein Eindruck nach der ersten und auch nach der zweiten Lektüre. So gewiss, wie ich in einigen Fällen auf Antrieb zu erkennen meine, dass ein literarisches Werk Mängel habe, schlecht gemacht, in der Durchführung verfehlt sei, so sicher fühle ich mich in diesem Fall und spüre, dass da ein Kunstwerk aus Sprache vorliegt. Es gibt übrigens der Fälle genug, in denen man unsicher ist, weil Ansätze zum Gelingen mit Anfällen der Schwäche und des Scheiterns in ein und demselben Text miteinander zu streiten scheinen. Zur Arbeit und Aufgabe der literarischen Kritik gehört es allemal, Eindrücke dieser Art, die sich bei der Lek-

türe ergeben, auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Man kann dem Kritiker jederzeit vorwerfen, er bemühe seinen Scharfsinn dazu, seine höchst subjektiven Ansichten zu begründen. So ist es wohl; die Frage ist nur, ob seine Gründe auch einsehbar, ob sie plausibel seien. Wenn sie es nämlich sind, darf angenommen werden, sein Gefühl habe ihn nicht getäuscht.

An der Novelle *«Der Auftrag»* faszinieren mich ein paar vorweg zu nennende Eigenschaften, die alle eine ungeheure Spannung bezeichnen¹. Die Erzählung verbindet den beklemmenden Reiz der Kriminalstory mit der Angst, hier werde vorgeführt, wie sinnlos das Dasein sei. Sie greift Elemente der aktuellen weltpolitischen Lage auf und reicht zugleich hinab in mythische Abgründe. Sie bietet, wie der Logiker D. ganz am Anfang sagt, Stoff für einen Komödienschreiber und ist zugleich eine tief sinnige Meditation über das Problem, das der Untertitel nennt: die totale Überwachung, das Beobachten und Beobachtetwerden als Daseinszweck und Daseinsbegründung. Der verbummelte Philosophiedozent D., ein *«scharfsinniger Kauz, von dem niemand wusste, ob er dem Leben gegenüber hilflos war oder diese Hilflosigkeit nur spielte»*, äussert die Vermutung, die Menschheit taumle in der irren Hoffnung dahin, von irgendwem beobachtet zu werden, so auch wenn sie wettrüste, denn das zwingt die Wettrüstenden immerhin, einander zu beobachten, *«weil sie im Grunde hofften, ewig wettrüsten zu können, um sich ewig beobachten zu müssen...»*

In diesen Eigenschaften ist Sprengkraft. Die Gefahr ist stets gegenwärtig, dass das Ganze ausufert und auseinanderbricht, dass aus dem Novellenvorhaben eine Abhandlung über das sinn-

los gewordene Dasein der Menschheit hervorwachse. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass dem Autor unter der Hand ein dickes Buch entsteht, wo er eine kurze Geschichte oder einen Vortrag schreiben wollte. *«Zusammenhänge»* (der Essay über Israel trägt diesen Titel) bedrängen ihn überall, alles ist komplexer Natur, Bilder erzeugen Visionen und Visionen Bilder, und ebenso kann aus dem Novellenstoff, demzufolge eine Filmreporterin von einem Psychiater den Auftrag annimmt, den Spuren eines grässlichen Verbrechens in der nordafrikanischen Wüste nachzugehen, ein apokalyptisches Welttheater mit Menschen sowohl wie mit Ungeheuern entstehen. Auch die Kriminalgeschichte um Tina L., die sich schliesslich als eine Geschichte auf falscher Spur erweist, weil Tina L. ja gar nicht das Opfer jenes Mordes in der Wüste war, droht unter der angehäuften Sprengkraft auseinanderzubersten; auch in ihr treten auf einmal Monster auf wie Achill, der einmal Altphilologe und Bomberpilot war, nach seinem letzten Einsatz in Vietnam jedoch und bedingt durch die Folgen eines Kopfschusses nur noch ein frauenschändendes Ungeheuer ist, das manchmal Homer zitiert. Bewacht von einem, der sich Polyphem nennt, einem guten Beobachter und Kameramann, haust Achill in einem geheimnisvollen Labor unter der Wüste in einem Gebiet, in dem die Zielgenauigkeit von Langstreckenraketen getestet wird. Da lauert er auf weibliche Opfer, ein Minotaurus im Labyrinth, futuristisch umfunktioniert.

Die Filmautorin F. ist, wenn sie es mit Polyphem und Achill zu tun bekommt, längst von ihrem Auftrag abgekommen. Je länger ihre Nachforschungen dauern und je undurchdringlicher

und rätselhafter ihr die Geschichte vor-
kommt, die mit dem Begräbnis der
Leiche einer jungen Frau und mit dem
Gespräch bei dem Psychiater Otto von
Lambert begonnen hat, desto hoff-
nungsloser sieht sie sich verstrickt, auf
falsche Fährten und in die Wüste ge-
schickt. Es fängt schliesslich schon da-
mit an, dass sie — noch vor ihrem Ab-
flug nach Afrika — Erfahrungen macht,
die dem Thema Beobachten und Beob-
achtetwerden eine neue Dimension ge-
ben. Schon im Gespräch mit dem Logi-
ker D., einer Figur, hinter der sich Dür-
renmatt selbst verstecken könnte, muss
sie erfahren, dass dieser dem Men-
schen die Identität mit sich selbst ab-
spricht. Der Mensch sei immer ein an-
derer, sagt er, hineingeworfen in die
Zeit, und das bedeute doch, dass es gar
kein Ich geben könne, *«nur eine zahl-
lose Kette von aus der Zukunft auftau-
chenden, in der Gegenwart aufblitzen-
den und in der Vergangenheit versinken-
den Ichs, so dass denn das, was man
sein Ich nenne, nur ein Sammelname
für sämtliche in der Vergangenheit ange-
sammelten Ichs sei, ständig anwachsend
und zugedeckt von den aus der Zukunft
durch die Gegenwart herabfallenden
Ichs, eine Ansammlung von Erlebnis-
und Erinnerungsfetzen, vergleichbar mit
einem Laubhaufen, bei dem die unter-
sten Blätter längst zu Humus geworden
und der durch das frisch fallende und
heranwehende Laub immer höher
steige ...»* Der Satz geht weiter, wie
denn jeder der vierundzwanzig Sätze,
aus denen die Novelle besteht, minde-
stens eine Seite, die meisten jedoch
mehrere Seiten lang sind. Das Bild vom
Laubhaufen prägt sich ein, der zum
Bild gewordene Gedanke von der dem
Menschen abgesprochenen Identität.
Es leuchtet jedoch ein, dass Kriminal-
geschichten ohne identifizierbare Täter

und Opfer ihren Sinn einbüßen. Das
Verbrechen, das aufgedeckt werden
sollte, verändert seine Dimension,
wächst sich zum Verhängnis oder zum
Schicksal aus, zur Gefahr und zur
Schuld, die uns alle betrifft. Auch in
Friedrich Dürrenmatts Novelle wird
der Kriminalfall nicht gelöst.

Aber schon ehe sie nach Afrika auf-
bricht, sagt der Logiker D. zu der Re-
porterin, sie wolle wohl in die Wüste
gehen, weil sie sich eine neue Rolle
suche. Sie wolle nicht mehr als Filmerin
Beobachterin von Rollen sein, sondern
sie wolle rekonstruieren, also den Ge-
genstand ihres Porträts selbst herstel-
len, damit aus einzelnen herumliegen-
den Blättern ein Laubhaufen angesam-
melt werde. Sie könne dabei nicht wis-
sen, ob die zusammengeschichteten
Blätter auch wirklich zusammengehör-
ten, *«ja, ob sie am Ende nicht sich selber
porträtiere»*. Diese in ihr nachklingende
Antwort verdichtet sich für sie zum
verwirrenden Erlebnis, wenn F. im ver-
lassenen Atelier eines berühmten Ma-
lers — man denkt bei Dürrenmatts Be-
schreibung der Örtlichkeit an Varlins
Atelier —, dessen Adresse in Tinas No-
tizen stand und das F. vor ihrem Abflug
aufsucht, das Porträt einer Frau im ro-
ten Pelzmantel sieht. Sie hält die Dar-
gestellte für die Frau des Psychiaters,
denn der rote Pelzmantel ist als auffäl-
ligstes Merkmal immer genannt wor-
den. Aber auf einmal zuckt F. zusam-
men. Ihr scheint, die Frau sei sie selber.

Kriminalstorys soll man nicht nach-
erzählen. Nur dies sei immerhin gesagt,
dass Tina L. nicht das Opfer ist, son-
dern wohlbehalten zu ihrem Mann zu-
rückkehrt und ihm gar ein Kind
schenkt. Also muss die Leiche einer
Fremden begraben worden sein, ver-
mutlich die einer dänischen Journali-
stin, auf deren Spuren sich die Filmerin

in Afrika alsbald bewegt. Auch sie hat einen roten Pelzmantel getragen, ja F. glaubt sogar, das Kleidungsstück bei einem blinden Händler in der Altstadt ausfindig gemacht und gekauft zu haben. Aber sucht sie überhaupt noch nach der Auflösung einer bestimmten Tat? Die Behörden des nordafrikanischen Staates unterstützen sie scheinbar bei ihren Recherchen. Polizei und Geheimdienst stellen ihr Hilfsmittel zur Verfügung. Mehr und mehr muss sie aber auch feststellen, dass sie selber beobachtet wird, dass jeder ihrer Schritte auf Video aufgezeichnet ist, dass man für sie inszeniert, was sie für wirkliche Spuren hält. Eine dieser Spuren, neben dem roten Pelzmantel das einzige Objekt, das von der vermissten und wahrscheinlich ermordeten dänischen Journalistin Jytte Sörensen stammt (der Frau, die lange mit Tina L. verwechselt wurde), ist ein Zettel mit einem Zitat aus Kierkegaard. F. findet ihn im Zimmer eines vergammelnden Wüstenhotels, in das sie auf der Suche nach dem Geheimnis geführt worden ist. Dürrenmatt hat das Zitat als Motto über seine Novelle gesetzt: *«Was wird kommen? Was wird die Zukunft bringen? Ich weiss es nicht, ich ahne nichts. Wenn eine Spinne von einem festen Punkt sich in ihre Konsequenzen hinabstürzt, so sieht sie stets einen leeren Raum vor sich, in dem sie nirgends Fuss fassen kann, wie sehr sie auch zappelt. So geht es mir; vor mir stets ein leerer Raum; was mich vorwärtstreibt, ist eine Konsequenz, die hinter mir liegt. Dieses Leben ist verkehrt und grauenhaft, nicht auszuhalten.»*

An dieser Stelle ist, was sich von Beginn an schon abgezeichnet und was in den Gesprächen mit dem Logiker D. schon seine Blitze vorausgeschickt hat, endgültig klar geworden. Nicht mehr

der Tina L. und auch nicht der Jytte Sörensen wird hier nachgespürt, eher schon ist die Filmreporterin F. jetzt auf der Suche nach dem eigenen Ich, nach dem Sinn des Daseins, nach dem Punkt im leeren Raum, in dem sie und wir alle zappeln. Die Szenerie verändert sich alsbald, es geht in die Labyrinth unter der Erde, und es treten jene Fabelwesen auf, die keinen Zweifel mehr aufkommen lassen, dass die Kriminalstory sich in ein zeitkritisches Welttheater, die Ereignisse in der nordafrikanischen Wüste sich in Elemente eines existentialistischen Traktats verwandelt haben. Die Leitthemen des Gesprächs mit dem Logiker gewinnen auf dieser neuen Ebene an Bedeutung: Der Rang des Individuums ist zur Unbedeutsamkeit geschrumpft, Identität austauschbar. Computergesteuerte Beobachtungsmaschinen wachen über jedem Vorgang, alles ist aufgezeichnet, gefilmt, in Einzelbilder aufgelöst, reproduzierbar. Der Zyklus Polyphem ist es, der darüber meditiert: *«... er habe sich mit seiner Kamera wie ein Gott gefühlt, aber nun werde beobachtet, was er beobachte und nicht nur was er beobachte, sondern auch er werde beobachtet, wie er beobachte, er kenne das Auflösungsvermögen der Satellitenaufnahmen, ein Gott, der beobachtet werde, sei kein Gott mehr, Gott werde nicht beobachtet, die Freiheit Gottes bestehe darin, dass er ein verborgener, versteckter Gott sei, und die Unfreiheit der Menschen, dass sie beobachtet würden, doch noch entsetzlicher sei, von wem er beobachtet und lächerlich gemacht werde, von einem System von Computern, denn was ihn beobachte seien zwei mit zwei Computern verbundene Kameras, beobachtet von zwei weiteren Computern, die ihrerseits von Computern beobachtet und in die mit ihnen verbundenen*

Computer eingespeist, abgetastet, umgesetzt, wieder zusammengesetzt» und also interpretiert würden. Er, Polyphem, komme sich vor wie ein gestürzter Gott. Seine Stelle hat der Computer eingenommen.

In der Kälte und Leere dieser Welt aus Beobachtungssystemen, inmitten waffenstarrer Mächte und umgeben von den Arsenalen der totalen Vernichtung, in einer Situation, in der die gewöhnlichen Grausamkeiten, der Krieg der Geheimdienste, die Folterungen und Hinrichtungen zu unbedeutenden Episoden schrumpfen, ereignet sich dann die *«unerhörte Begebenheit»*, die — nach Goethe — das Merkmal der Gattung Novelle ist: F. erkennt, nachdem Polyphem und Achill sie in die Wüste hinausgeführt haben und Achill sich inmitten eines Friedhofs zerschossener Panzer auf sie stürzen will, wohin man sie getrieben hat. Von einem *«ungeheuren Anprall der Gegenwart»* fühlt sie sich auf einmal erfasst, von einer Lust zu leben, wie sie sie vorher nicht gekannt hat. Und in diesem einen und entscheidenden Augenblick wehrt sie sich und wird zum Raubtier, *«eins mit der fürchterlichen Stupidität der Welt»*, aber unangreifbar in ihrem kompromisslosen Überlebenswillen. *«Donnerwetter, hast du aber Glück gehabt»*, sagt Wochen später nach ihrer Rückkehr der Logiker D., mit dem sie sich im italienischen Restaurant getroffen hat. Er liest in der Zeitung, in jenem nordafrikanischen Land habe der Generalstabchef den Geheimdienstchef und den Polizeichef erschossen lassen, sei nun selber Chef der Regierung und habe Gerüchte dementiert, die Wüste sei ein Zielplatz fremder Raketen.

Was unmerklich aus einer Kriminalstory hinübergewechselt hat in ein apo-

kalyptisches Bild vom Zustand der Welt, in der wir Menschen wie Kierkegaards Spinne im leeren Raum zappeln, endet bei behaglicher und sogar belustigender Zeitungslektüre. Man kann zur Tagesordnung übergehen. In vierundzwanzig Sätzen wird nicht allein die Distanz zwischen Mitteleuropa und der afrikanischen Wüste überwunden, auch die verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit, die ungeheure Kluft zwischen der Welt der Zeitungsnachrichten und der Leere des Weltalls, in dem die Beobachtungssatelliten kreisen, der weite Weg eines Menschen bis zur Selbstaufgabe und dann — in einem äussersten Augenblick — zur Selbstbehauptung sind in der Novelle enthalten. Dürrenmatt sagt, er habe dafür eine Prosa gesucht, die zwangsläufig gesprochen werden müsse. In früheren Zeiten war der Vers die strukturierende Kraft gesprochener Dichtung. Dürrenmatt hat ihn durch den Prosasatz ersetzt, worunter man vielleicht nicht nur die syntaktische Einheit, das Satzgefüge, die hypotaktische Konstruktion verstehen sollte, sondern weitergehend eine musikalische Form. In der gleichen Anmerkung zum Text sagt der Autor, ihn habe *«Das wohltemperierte Klavier»* von Bach zu seinem Versuch angeregt, und er habe dabei ein Abenteuer besonderer Art erlebt. Nicht er habe die Sätze dahin getrieben, wohin er wollte. Es seien die Sätze gewesen, die ihn trieben, wohin sie wollten.

Das mag so sein. Wir haben es jedenfalls mit einer sprachmusikalischen Komposition, mit gesprochener Dichtung zu tun, und kein Zweifel besteht, dass die strenge Form die Handlung gliedert und die formale Konsequenz die Figuren, die Bilder und die Gedankenketten durchdringt. Hier liegt ein

Text vor, der dem Kanon und der Fuge vielleicht vergleichbar wäre, tief und leicht zugleich, verwandt auch mit jener «Seltsamen Schleife», von der Douglas R. Hofstadter in seinem anregenden Wälzer «*Gödel, Escher, Bach*» handelt. Die formale Konzentration und die Fülle von Bildern, die sie bändigt, sind die Gründe dafür, dass mich dieses

nicht sehr umfangreiche Prosastück fesselt wie kaum ein anderes in letzter Zeit.

Anton Krättli

¹ Friedrich Dürrenmatt, *Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter*. Novelle. Diogenes Verlag, Zürich 1986.

«West und östliches Gelände»

Zu Czeslaw Milosz

«*Rodzina Europa*» — Heimat Europa — heisst ursprünglich die zuerst 1959 erschienene Selbstbiographie von Czeslaw Milosz, die nunmehr als dtv-Taschenbuch vorliegt. Der deutsche Titel «*West und östliches Gelände*»¹ weist auf den westöstlichen Diwan und insbesondere auf die zwei letzten Zeilen eines Vierzeilers in Goethes Zyklus, welche besagen, dass «*nord- und südliches Gelände*» im Frieden der Hände Gottes ruhen. Dem Leser mag dieser Bezug als bittere Ironie erscheinen. Die meisten Schicksale, die hier berichtet werden, nehmen eine grauenvolle Wendung. Drei Millionen Juden des polnisch-litauischen Bereichs werden ermordet, auch zwölf Prozent der christlichen Polen kommen um. Mochten diese Europäer nicht meinen, sie seien aus Gottes Hand gefallen?

Milosz geht auf die Geschichte des einst vereinten polnisch-litauischen Reiches ein. In den litauischen und polnischen Schulen herrschte, als er sie besuchte, der nationalistische Ungeist, und die Fürsten wurden je nachdem verherrlicht oder verteufelt. Für den

Autor sind die Wurzeln und das allgemeine Geschehen wichtiger als die persönliche Entwicklung zum Dichter, der damals seinen internationalen Ruhm nicht ahnte und den später der Nobelpreis so sehr zu einem gloriosen Helden für Polen machte, dass es ihm äusserst unbehaglich war. Ist nicht jeder Held zugleich ein Monster?

Auf die Tiefe der litauisch-polnischen Verbindung will Milosz um keinen Preis verzichten. Wenn er sich für Polen entschied, so hatte sein entfernter Onkel, der Dichter französischer Sprache, Oskar Milosz, für Litauen optiert, das er zwischen den Kriegen als Gesandter in Paris vertrat. Die Begegnung mit ihm, sein Denken und Werk wurden für Czeslaw bestimmend. Oskar hatte ihm gesagt, der Krieg würde 1939 beginnen und fünf Jahre dauern. Wen wundert's, wenn Czeslaw Milosz in ihm einen Propheten sieht? Produkt der litauisch-polnischen Symbiose war der Dichter Mickiewicz, und in unserem Jahrhundert waren es — aus dem gleichen Kleinadel und wenige Kilometer von einander entfernt geboren —

Marschall Pilsudski und der Gründer, der Tscheka Dzersinski. Vielleicht, so überlegt Milosz, hing es von Zufällen ab, dass sich die beiden jungen Revolutionäre ganz entgegengesetzt entschieden.

Früh lernte unser Autor das asiatische Russland kennen. Er empfindet einen weit über die Politik reichenden Gegensatz zwischen russischem und polnischem Wesen und bestreitet, dass diese Sicht mit polnischem Nationalismus zu tun habe, der nie seine Sache gewesen sei. Den Westen sieht er erst von unten, als er in Paris im Asyl der Heilsarmee nächtigt, und später als Diplomat des kommunistischen Regimes von einer gewissen Höhe, ebenso die Vereinigten Staaten. Die Liebedienerei bedeutender westlicher Intellektueller gegenüber Vertretern der neuen Macht stösst ihn ab.

Nichts dürfte den westlichen Leser in diesem Bericht mehr verwundern als Milosz's gefahrvolle Reise, illegal über fünf Grenzen, von Litauen, das die Sowjetunion mit dem üblichen Plebiszit zurückgenommen hatte, nach dem deutschbeherrschten Generalgouvernement Polen, wohin es ihn zog. Warum setzte er sich Gefahren aus, um ins Auge des Sturmes zu geraten? Er erlebt die friedliche Annexion Litauens, und sie erscheint ihm sofort als endgültig im Gegensatz zur blutigen deutschen Herrschaft über Polen, deren Ende er für absehbar hält. In Warschau wird er Zeuge der Vernichtung des Ghettos und anderer Greuel. Ausführlich schildert er die Erschiessung eines deutschen Gefangenen durch sowjetische Soldaten.

In Warschau findet Milosz eine nicht nur mörderische, sondern zugleich absurde, sich selber unnötig schwächende deutsche Verwaltung. Es gibt hier keine

Gesetze, die ein Pole kennen und respektieren könnte, sondern Willkür. Wenn schon das Überqueren einer Strasse zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt werden kann, dann ist wirklicher Widerstand kein zusätzliches Risiko, nicht einmal eine besondere Mutprobe. Als Milosz Gedichte aus dem Untergrund druckte und verlegte — nicht nur die eigenen —, so erschien das ihm und seinen Freunden unter den gegebenen Umständen nichts Besonderes. Mit der Geheimen Armee, die der Londoner Regierung untersteht, verband ihn wenig. Er fand dort zu sehr die alte polnische Gesellschaft, die er ablehnte, und bemerkt auch ein vorzeitiges Gerangel um spätere Posten, das ihn abstösst. Später im Exil wird er wie Witold Gombrowicz lange zwischen — metaphorisch gesprochen — zwei Feuern sein: dem Regime und der offiziellen Emigration. Beiden bot die Gruppe «Kultura» in Frankreich einen Verlag.

Über seine Begegnungen mit Juden als Schüler, als Student und später — in kleineren Städten waren sie keine Minderheit — schreibt Milosz, auch im Bewusstsein des entsetzlichen Untergangs, unbefangen. Ihm missfielen manche Intellektuelle, die sich so extrem assimilierten, dass sie von der grossen jüdischen Mystik und Literatur, die hier entstanden war, nichts wissen wollten; er selber habe diese Schätze viel später im Exil entdeckt. Für diese Juden war links sein auch eine Weise, anders zu sein, schreibt er. Milosz, der dem Judentum grosses, auch religiöses Interesse entgegenbringt und viele Freunde unter Juden hat — später widmet er dem Dichter Alexander Wat zwei Bände Gespräche, von denen im deutschen Sprachraum offenbar niemand weiss — schön nicht

und schont nicht. Auch nicht, was ihn selber betrifft. Denn nichts an der geistigen Entwicklung und politischen Einsicht, die er bekundet, macht ganz verständlich, warum er dem neuen Regime als Diplomat diente. In späteren Büchern: «*Im Lande Ulro*» und im langen Gespräch mit zwei Polen «*Milosz von Milosz*», auch französisch erschienen, kommt er auf diese Wendung und auf seine Erfahrungen eindrücklicher zurück. Im letztgenannten Buch erzählt Milosz eines der Erlebnisse, die ihn zur Entscheidung bewegten, 1950 mit dem Regime zu brechen. Das war im Spätherbst 1949: «*Ich kam gerade aus Ame-*

rika, gehörte zur führenden Gruppe derer, die sich am besten kleideteten, am besten wohnten. Ich nahm an einem Empfang teil. Wir tanzten, amüsierten uns und kehrten im Morgenrauen gegen vier heim. Die Nacht war kalt. Ich sah, wie Verhaftete in Jeeps gedrängt wurden. Die Soldaten und Wächter trugen gefütterte Mäntel. Die Gefangenen ohne Rock zitterten vor Kälte. Da begriff ich, wovon ich Komplize war.»

François Bondy

¹ Czeslaw Milosz, *West und östliches Gelände*, Deutscher Taschenbuchverlag, München 1986.

Stirb und werde!

Zu Urs Faes' neuem Roman «Bis ans Ende der Erinnerung»¹

Mit beachtlicher Einfühlungsgabe vermag sich *Urs Faes* Menschen zuzuwenden, die mit sich und der Welt uneins sind. In innere Widersprüche verstrickt, von undurchsichtigen Existenzängsten geplagt, sind es *problematische Naturen*, solche, die, mit *Goethe* zu reden, «keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genügt». ²

Im früher erschienen Roman *Webfehler* bekennt eine junge Frau, dass sie jegliche Lebensfreude verloren hat und am Leben verzweifelt: «Ich möchte nur noch dasitzen, keine Aktivitäten mehr zeigen, nichts tun, einfach nichts, vegetieren, mich berauschen, besaufen, lieben, mich irgendwo in einem Zimmer einschliessen, tage-, wochenlang, bis der Körper ausgelaugt ist, zerstört, aus und Schluss» ³.

Urs Faes lässt offensichtlich immer

wieder Menschen zu Wort kommen, die Mühe haben, sich im Leben einzurichten, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, die an sich und an der Zeit leiden; die, mutlos und doch trotzig, um die drohende Gefahr wissen, das Leben zu verpassen, am vollen, bejahenden, tätigen Leben vorüberzugehen: «Mir vor Augen standen die kleinen Kriege, die Schlachtfelder des Alltags: zerbrochene Beziehungen und Freundschaften, die langen Trauerzüge ungelebten Lebens, versäumten Glücks und verschuldeten Elends; unbewältigt das meiste, verdrängt. Zurück blieben immer nur Fragmente von Erinnerungen, die schmerzten, weil sie vereinzelt, vom erlebten Ganzen abgetrennt waren und sich einer Chronologie zu entziehen schienen; es gab keine Rückkehr in die verlorene Zeit, keine Rekonstruktion, die einen Sinn ergab, die Verar-

beutung möglich gemacht hätte.»⁴ So äussert sich *Moss*, die Hauptfigur des neuen Romans. An ihr wird geprüft, ob die schmerzhafteste Erinnerung, die sich immer wieder selbständig macht und den Zugang zur Gegenwart versperrt, bezwungen werden kann, mit anderen Worten, ob Vergessen möglich ist.

*

Im Roman *Webfehler* wurden verschiedene Lebensprobleme zweier junger Frauen dargestellt, ihre zunehmende Vereinsamung etwa oder die bedrückende Beziehungslosigkeit, die sie quält. In ähnlicher Weise — aber, wie wir sehen werden, mit anderen Mitteln — schildert *Bis ans Ende der Erinnerung* die Vergangenheitsbewältigung eines geschiedenen Juristen, dem es nicht gelungen ist, mit dem Leben zurechtzukommen, obwohl er das vierte Jahrzehnt längst überschritten hat. Sich selbst rätselhaft, in sich gefangen, zerbrechlich und hartnäckig zugleich, ist er kein Spiesser, sondern ein Aussenseiter: ein Egoist, gewiss, und recht narzisstisch zuweilen; dann aber wieder selbstlos, ein romantischer Träumer und Idealist. Kein sympathischer Mann, aber auch kein langweiliger. Was Wunder, dass ihm bislang weder privater noch beruflicher Erfolg beschieden war. Auch nach seiner Scheidung gelingt es ihm nicht, eine dauerhafte Bindung aufzubauen, etwa mit *Maria*, der jungen Verkäuferin, die ihn aufrichtig liebt. So lebt er lustlos dahin, gibt seinen Beruf als Gerichtsschreiber auf, versucht sich dann erfolglos als Radiojournalist; seine kleine Altstadtwohnung (irgendwo im Schweizer Mittelland) wird ihm bald zu eng, und am Wirtshaustisch, wo er ein bisschen rührselig mitpolitisiert, ist er im

Grunde genommen ein Fremdling. Er hat bezeichnenderweise keine echten Freunde.

Moss ist ein Mensch, der nicht mehr weiter weiss, dem alles, auch das Selbstverständliche fragwürdig geworden ist. Ausbrechen möchte er aus der Umgebung, in der er sich nicht wohl fühlt, aus der Stadt, in welcher er nicht heimisch werden kann. Er ist einer, den es verlangt, die Fesseln der Tradition, welcher er keinen Sinn mehr abzugewinnen vermag, zu sprengen. Sein *Unbehagen* an sich selber, an der abendländischen Kultur, an der Kleinstadt eines kleinen Staates ist ein körperliches: Nach und nach hält er es nicht mehr aus. Er will fort! Im Gegensatz zu den Frauengestalten in *Webfehler* ist er imstande, aus eigener Kraft aufzubrechen und sein Land zu verlassen. Er kann es sich leisten, auf eine kleine Insel in der Ägäis zu ziehen, an die geographische und geschichtliche Grenze Europas.

Der Aufenthalt im selbstgewählten Exil erweist sich als fruchtbar. Er öffnet *Moss* die Augen: in Griechenland macht er wichtige Begegnungen — mit Bewohnern der Gegend, mit einem Engländer namens *Bloomfield* (der ihn wortreich vom Untergang des Abendlandes überzeugen will), mit *Lu*, einer jungen, fröhlichen Archäologin aus Apulien, in die er sich verliebt (ohne dass sein Werben Erfolg hätte). Neue, befreiende Einsichten ermöglichen ihm allmählich, sowohl zu sich und seiner eigenen Vergangenheit als auch zu Europa und dessen Tradition ein ausgewogeneres, natürliches Verhältnis zu gewinnen. *Moss* erkennt, dass das Leben der dortigen Bevölkerung äusserst hart und karg ist. Er wird gewahr, dass leben kämpfen heisst, hier wie anderswo. Im Gespräch mit *Bloomfield*

lernt unser Schweizer den eigenen, als übermächtig empfundenen Horizont seiner Lebensgeschichte mit dem Blick auf jenen (nicht minder bedrohlichen) der allgemeinen, «grossen» Geschichte zu relativieren. So stellt er sich seiner Vergangenheit und weiss, dass er eines Tages den «magischen Punkt» überschreiten wird, von dem alles ausgegangen ist: «Bevor man vergessen kann», heisst es nicht zufällig im Motto des Buches, «muss man sich erst einmal erinnern, anfangen sich zu erinnern.» *Moss* befasst sich aber nicht nur mit der Unverwechselbarkeit der eigenen Individualität, sondern versucht auch, sein persönliches Ich mit dem gesellschaftlichen und kulturell überlieferten Selbstverständnis in Beziehung zu setzen. Weder die soziale Identität noch die persönliche, so ahnt er, soll aufgelöst werden; auch er, *Moss*, kann ohne Selbstaufgabe versuchen, zur gesellschaftlichen Wirklichkeit in ein freies, kreatives, kulturell bedeutsames Verhältnis zu treten. Mithin wird der Weg frei zum *Du*, die Gegenwart beginnt, wieder Zukunft zu haben, das Leben erhält neuen Sinn.

*

Was heisst Identität? Wie verhält sich das Identitätsproblem in bezug auf die Lebensgeschichte eines einzelnen, wie in bezug auf dessen Zugehörigkeit zum Mitmenschen, zur Gesellschaft, zur Kultur? Das sind Fragen, die *Urs Faes'* Roman stellt. Es ist natürlich kein Zufall, dass *Moss* am Ende seiner Reise seinen Pass zerreist und ins Meer wirft! Das Ende wird somit zu einem Neubeginn. *Moss* versucht, jene Freude wiederzufinden, «für die es keine Worte gab, die Heiterkeit war und Übermut

am Dasein und die allen Dingen ihre Schwere nahm»⁵.

Anfang und Ende sind konsequenterweise auch in der formalen Anlage vertauscht. Den äusseren Rahmen des Buches bildet *Moss'* Abreise von der griechischen Insel nach etwa einjährigem Aufenthalt. Ein altes Fährboot soll ihn nach Kusadasi in Kleinasien bringen, wo er zu bleiben beabsichtigt. Während der Überfahrt hat er Zeit, über sich und die Welt nachzudenken. Immer wieder überfallen ihn Erinnerungen. Die Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit beschränkt sich aber nicht nur auf den Inselaufenthalt oder wichtige Begebenheiten, die diesem vorausgingen (die Scheidung von *Isabel* etwa, die Zeit mit *Maria*, ihr Autounfall und ihr plötzlicher Freitod), sondern führt ihn weit in seine Kindheit zurück. Es kommt denn auch zu einer regelrechten Identitätskrise, die ihren Höhepunkt nach der Ankunft in Kusadasi erreicht, und die in Schreikrämpfen und einem Nervenzusammenbruch ihren befreienden Ausdruck findet. *Moss* wird zwar auf grenzpolizeiliches Geheiss nach Zürich geflogen; seine Ankunft im Flughafen bildet den äusseren Abschluss der ganzen Erzählung, aber jetzt ist er frei. Auch die Romanfigur wird in die Freiheit entlassen — die Krise ist überwunden.

Wie es zu dieser Krise kommen konnte, zeigen im Verlaufe der Schiffsreise auftretende Erinnerungsbilder von unterschiedlicher Dauer. Wichtig ist, dass längst Vergangenes aus *Moss'* Lebensgeschichte in der distanzierten *Er-Form* erzählt wird, Erinnerungen an den Inselaufenthalt und die eigentliche Schifffahrt aber von ihm selbst (also in der *Ich-Form*) geschildert werden. Der Leser wird deshalb ständig mit zwei Erzählperspektiven konfrontiert und

immer wieder angehalten, beide Standpunkte zu vergleichen, zu *einem* Bild zusammenzufügen. Dies ist nun aber um so schwieriger, als lediglich die Schiffsreise eine chronologische Schilderung erfährt, allen anderen Begebenheiten indessen eine dem gestellten Thema gemässe frei assoziative Darstellung zugrunde liegt. Durchgehendes Gestaltungsprinzip ist die *Collage*, die es zulässt, dass *Moss'* Erinnerungen so festgehalten werden können, wie sie sich in seinem Bewusstsein niederschlagen. Der Leser erfährt demnach die Gebilde, welche die Erinnerung immer und immer wieder schafft, auf die gleiche rätselhafte Weise wie *Moss* selbst. Diese ausgeklügelte Konstruktion wird im übrigen noch verstärkt durch andere tragende Elemente. Zu nennen wäre etwa ein konsequenter Rückgriff auf den Bericht. Er macht es möglich, Ereignisse von ihrem Endpunkt aus, wie einen rückwärts projizierten Film, aufzurollen. So erfährt der Leser den Hergang des Autounfalls von *Moss* und *Maria* oder die Hintergründe von *Marias* Freitod, in Umkehrung zum üblichen fortschreitenden Erzählablauf, erst gegen Ende des Romans; beide Vorfälle werden aber schon zu Beginn in die Erzählung eingebracht. Ein anderes Bauelement ist die Vergrösserung, das Verweilen bei einzelnen, besonders hartnäckigen Erinnerungskomplexen. Damit wird ihr zwanghafter Charakter auf eindruckliche Weise hervorgehoben. Ihr zur Seite steht die Auslassung (Ellipse); unseres Erachtens nimmt sie aber einen allzu grossen Platz ein. Denn auch wenn wir berücksichtigen, dass Bilder, welche die Erinnerung hervorruft, häufig verschwommen bleiben, so darf der Kohäsion zuliebe nicht einfach für den Roman Bedeutsames ausge-

blendet werden. Die Vorstellungskraft des Lesers wird sonst möglicherweise überfordert. Auch wenn dieser Mühe haben mag, sich *Moss* «leibhaftig» vorzustellen und über dessen Aussehen, seinen Gesichtsausdruck, seinen Körperbau wenig erfährt, so lernt er doch seinen Charakter und seine Weltanschauung, seinen Geschmack und viele Eindrücke kennen. Aber wer ist *Isabel*, *Moss'* einstige Ehefrau? Oder *Maria*, die ihn vorbehaltlos liebt; und wer ist schliesslich *Lu*, die entscheidende Begegnung in der Ägais? Ähnliche Lücken zeigt manchmal wohl auch die Darstellung der Umgebung. Darstellungshemmend wirken in diesem Zusammenhang ferner sprachliche Eigenheiten wie eine blosser Aufzählung geographischer Namen, die eigenwillige Aneinanderreihung von Sätzen ohne Verb oder die seitenlangen Dialoge. In solchen stilistischen Gestaltungsprinzipien liegt die Gefahr beschlossen, dass einzelne Handlungseinheiten bühnenhaft, eindimensional erscheinen. In diesem Sinne unecht wirkt unseres Erachtens etwa die Darstellung eines Brandes, den *Moss* und *Maria* aus nächster Nähe miterleben. Abzuklären wäre ferner, ob nicht auch der sehr ausgiebige Gebrauch der indirekten Rede (mit ganzen Passagen im Konjunktiv) einen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit erschwert. Allerdings dürfen wir nicht ausser acht lassen, dass es der Autor mit diesen beabsichtigten Brechungen und Auslassungen letzten Endes dem Leser ermöglicht, die gestörte Beziehung, die *Moss* zur Wirklichkeit haben konnte, genau nachzuvollziehen. So besehen ist es keine geringe Leistung des Romans, dass das Thema auch in die formalen Strukturen eingeflossen ist.

«Es war gut, Worte zu haben, egal, was sie ausdrückten», heisst es am Schluss von *Webfehler*⁶; in *Bis ans Ende der Erinnerung* definiert Moss Worte als «einigen kleinen Besitz»: «Umgehen mit Worten, mit Sprache: eine letzte Wirklichkeit, die noch ist, Bilder finden für das, was uns fehlt; den Mangel zu benennen versuchen, der die Menschen zeichnet, der so tief geht und doch so schwer zu fassen ist»⁷. Diese Zitate charakterisieren vielleicht nicht nur die Figuren, die sie aussprechen, sondern auch Urs Faes' Verhältnis zur Sprache. Es sind stille, wortkarge Menschen, denen er seine Sprache leiht. Dass diese sich im allgemeinen so prunklos und sachlich ausnimmt, ist nur folgerichtig. Faes verzichtet auf Farbe; anstatt zu *malen*, *zeichnet* er. Nur ab und zu, etwa als Moss' Arbeitskollege Grinzing einen Wutausbruch hat oder als sich Moss an das bunte Treiben auf dem Bazar von Kusadasi erinnert, verzichtet er auf die selbst auferlegte Beschränkung. Dieses schmucklose Sprechen kommt insbesondere seiner Zeichnung von Landschaften zugute. «Ich tat nichts, als auf die endlose Wasserfläche zu starren, auf den immer wechselnden Einfall des Lichtes, das Zementgrau der Wolkenberge an Regentagen, von schwarzen Strahlen durchzogen, im Wasser als

schwerer bleierner Glanz gespiegelt, auf dem die Tropfen aufklatschten, als kleine Kreisel sich in den Wellen verloren.»⁸ Es ist bezeichnend, dass Moss gerade beim Betrachten der Natur jene Balance von aussen und innen gelingt, von welcher er träumt. In solch poetischer Anschauung werden die privaten und die kulturellen Hemmnisse überwunden; sie verleiht — indem sie den existentiellen Problemen der Hauptfigur eine künstlerisch-ästhetische Synthese entgegen — und in gewissem Sinne voranstellt — dem Roman eine neue Dimension. Auch sie verhüllt nicht, was Inhalt *und* Form zu zeigen beanspruchen: dass es sich lohnt, sich mit der Geschichte zu befassen, mit seiner eigenen wie mit der allgemeinen: «Geschichte schreiben», notiert Goethe, «ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.»⁹ Peter Schnyder

¹ Lenos Verlag, Basel 1986, 269 S. — Auf dem Schutzumschlag des sorgfältig gestalteten, gut lesbaren Bandes ist eine Zeichnung von Enzo Cucchi (*Sia per mare che per terra*, 1980) abgebildet. — ² *Maximen und Reflexionen* (Hamburger Ausg., Bd. XII, S. 540). — ³ *Webfehler*, Lenos Verlag, Basel 1983, S. 71. — ⁴ *Bis ans Ende der Erinnerung*, S. 208–209. — ⁵ a.a.O., S. 105. — ⁶ S. 248. — ⁷ S. 109. — ⁸ *Bis ans Ende...*, S. 25. — ⁹ *Maximen und Reflexionen* (a.a.O., S. 391).

Ein Nachschlagewerk — spannend wie ein Thriller

Zürcher Personen-Lexikon

Gehen wir von einer Fiktion aus: Man möchte wissen, was Heinrich von Kleist mit Zürich verbindet. Es spricht viel dafür, dass mehr oder minder enge

Beziehungen vorhanden waren. Jeder Kundige weiss, dass Kleist 1801/02 nicht weniger als elf Monate lang in der Schweiz weilte. Zürich war damals

einer der geistigen Mittelpunkte Europas. Also wird Zürich den preussischen Dichter angezogen haben wie ein Magnet. Wo kann man sich nun endgültige Gewissheit hierüber verschaffen, ohne mühselig in Kleist-Biographien nachzuschlagen? Antwort: im «Hofer/Hägeli», wie man vermutlich schon bald nach dem Vorbild «des» Duden, «des» Wahrig, das vor kurzem herausgekommene Zürcher Personen-Lexikon nennen wird. Und tatsächlich versagt der Hofer/Hägeli seine Dienste nicht: Heinrich von Kleist steht nicht unter den 800 Grössen, die mit der Stadt an der Limmat zu ihren Lebzeiten — das Lexikon verzeichnet keine Lebenden, so Unsterblichkeitsträchtig sie auch sein mögen — kürzer oder länger zu tun hatten. Also hat der berühmteste Kleist gegen alle Erwartung Zürich niemals betreten. Sehr wohl aber der zweitberühmteste, Ewald von Kleist (1715—1759), Lessings Vorbild für den Major Tellheim in «Minna von Barnhelm». Ergötliches liest man über ihn im «Hofer/Hägeli»: 1751 tauchte er in Zürich auf und war begeistert (Brief an Gleim: «Statt dass man im grossen Berlin kaum drei bis vier Leute von Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreissig derselben an...»); dann als Stadtverwiesener (Warum? Im Lexikon steht's!) ganz Ablehnung und stinksaure Wut (Epigramm: «Wie, Breitinger in Zürich, wo nichts als Grobheit gilt / Und wo von Stolz der Geist, der Leib von Käse schwillt / Und Bodmer auch, den einst die späte Nachwelt preiset? / Ihr Zürcher, die sind wert, dass Ihr sie Lands verweist!»).

In seinem Geleitwort weist Fritz Hofer, seit 1964 Lektor im Artemis-Verlag und Verfasser von 513 der 800 Stichwörter (die übrigen stammen von der

jugendlichen Historikerin Sonja Hägeli), auf den Umstand hin, dass die Auswahl der aufgenommenen Namen «natürlich» subjektiv sein müsse. Hier liegt bekanntlich die Crux aller Lexigraphie: Wen wir in den Adelsstand des Registriertwerdens erheben, bestimmen wir, die Lexigraphen. Schon bei der Vorstellung des Werkes im Lavatersaal der St.-Peter-Hofstatt wurde von historisch interessierter Seite festgestellt, dass der ja nun immerhin bedeutsame Canossa-Kaiser Heinrich IV. (geboren 1050, regiert von 1056—1106) unbedingt Aufnahme in das Buch hätte finden müssen, vollzog sich doch im Zürcher Fraumünster die Verlobung des kindlichen römisch-deutschen Königs mit Berta von Turin. Selbst sie, die spätere Kaiserin, Heinrichs guter Stern, bei dessen Erlöschen auch der Salier selbst unheilvollen Einflüssen erlag, hätte Erwähnung verdient.

So verdienstvoll sich das Buch darbietet — der Rezensent hat Stunden gewinnbringender Lesefreuden hinter sich — Lücken sind feststellbar. Der Dichter Ferdinand Freiligrath (1810—1876) wird übergangen, obwohl er im März 1845 mit seiner Frau und deren Schwester Marie Melos nach Zürich kam; dieser Besuch spielt in der Vita Gottfried Kellers eine nicht unerhebliche Rolle, denn Zürichs grösster Dichter verliebte sich so sehr in Freiligraths Schwägerin, dass er ob dieser Neigung tiefen Depressionen verfiel. Schmerzlicher noch empfindet es der Schreiber dieser Zeilen, dass zwei Wahlzürcher der Emigrationsepochen dieses Jahrhunderts keine Aufnahme in das Lexikon gefunden haben: Ossip Kalenter (1900—1976, eigentlich Johannes Burkhardt, gebürtiger Dresdner, seit 1939 bis zu seinem Tod

in Zürich wohnhaft, Verfasser vieler Bücher, die seit 1949 alle in einem Zürcher Verlag erschienen sind) ist der eine von ihnen. Fast unbegreiflich ist die Auslassung des zweiten: Fritz Bondy, alias N. O. Scarpi, 1888–1980, ist schon so etwas wie eine Zürcher Legende geworden. Der Berichterstatter ist stolz darauf, dass dieser weltweite gebürtige Prager, der 1932 Schweizer Bürger geworden ist und seit 1941 in Zürich gelebt hat, Anekdotenerzähler und selbst Anekdotenlieferant witzigster Art, in den letzten seiner methusa-

lemischen Lebensjahre viele Stunden des Gesprächs mit ihm verbracht hat, und er ist ganz sicher, dass eine hoffentlich bald nötig werdende Zweitaufgabe des «Zürcher Personen-Lexikons» seinem Freund N. O. Scarpi einen ausführlichen Artikel widmen wird.

Wolfgang Mildenberger

¹ Fritz Hofer/Sonja Hägeli: Zürcher Personen-Lexikon. 800 biographische Porträts aus zwei Jahrtausenden. Artemis Verlag, Zürich und München 1986.

Hinweise

James Boswell über Corsica

Der berühmte englische Reise-schriftsteller veröffentlichte 1769 ein Buch über seine Reise nach Korsika. Landschaft, Politik und Geschichte der Insel werden darin beschrieben und erörtert. *Dirk Gerdes* hat Boswells Text in der Übersetzung von A. E. Klausung überarbeitet, illustriert und mit einer Einleitung versehen. Anmerkungen zu einzelnen Textstellen und eine hochinteressante «Neue und Accurate Carte von der Insel Corsica» machen den historischen Reiseführer zur Fundgrube nicht nur darüber, wie es im 18. Jahrhundert noch auf der Insel ausgesehen hat, sondern auch über die politischen Verhältnisse, die unruhig waren. Der mehr systematischen Darstellung von Landschaft, Geschichte und Gegenwart ist ein höchst lebendig geschriebenes Tagebuch Boswells angegliedert, in welchem er darüber berichtet, wie er

mit einem Empfehlungsschreiben von Jean Jacques Rousseau in der Tasche den berühmten General Pascal Paoli aufsucht. Nach korsischer Verfassung behielt der General sein Amt auf Lebenszeit. Boswell beschreibt anschaulich die Audienz, die ihm Paoli gewährt hat, und teilt mit, dass man Rousseau angeboten habe, nach Korsika zu kommen, um dem Parlament bei der Abfassung der Gesetze beizustehen. Eine reizvolle Idee, dieses seinerzeit berühmte Korsika-Buch neu aufzulegen (*Elster Verlag, Moos und Baden-Baden 1986*).

Forderungen des Tages

Im Rahmen der *Frankfurter Ausgabe* der Werke von *Thomas Mann*, deren Herausgabe *Peter de Mendelssohn* begonnen hat, sind jetzt — mit Nachworten von *Hanno Helbling* und *Helmut*

Koopmann — die Bände «*An die gesittete Welt*» (Politische Schriften und Reden im Exil) und «*Die Forderung des Tages*» (Abhandlungen und kleine Aufsätze über Literatur und Kunst) erschienen. Da kann man denn also sowohl die Rundfunkreden «*Deutsche Hörer!*» wie den Zeitschriftenbeitrag «*Bruder Hitler*» wieder zur Kenntnis nehmen, eine kurze Äusserung über Hermann Brochs «*Vergil*» oder so frühe, meisterliche Texte wie «*Heinrich Heine, der <Gute>*» und «*Über Kritik*». Den Forderungen des Tages hat Thomas Mann offensichtlich nicht ungerne entsprochen. Was dabei entstand, ist geprägt vom Stilisten, vom ironischen Fechter, vom kritischen Geist und wachen Zeitgenossen (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1986*).

Parzival

Dieter Kühn dankt der Literaturfreund schon die Biographie «*Ich Wolkenstein*» und das Buch «*Herr Neidhart*», kenntnisreiche und didaktisch originelle Versuche, uns Heutigen die Dichtungen des Mittelalters nahezu bringen. Nun liegt das dritte und umfangreichste Werk von Dieter Kühn vor: «*Der Parzival des Wolfram von Eschenbach*.» Es ist in zwei Teile gegliedert, einen ersten, der Leben und Werk des Wolfram von Eschenbach, seine Zeit und ihre Kultur rekonstruiert, und einen zweiten, der das grosse Versepos in neuer Übertragung vorstellt, die — wie versichert wird — alle Ergebnisse philologischer Vorarbeit zu nutzen sucht. Das kann hier nicht im Detail überprüft werden; aber unverkennbar ist, dass Dieter Kühn aus einer bewundernswürdiger Kenntnis ebenso wie aus einem grossen Imaginationsvermö-

gen heraus ein literarisches Hauptwerk einer fernen Zeit vor uns hinstellt, als sei es neu und lebendig wie eh und je. Er kommt dabei ganz ohne Fussnoten oder Anmerkungen aus. Der erste Teil seines Buches enthält neben der Biographie eine Fülle wissenswerter Fakten, sei es den Exkurs in den arabischen Bereich über Astronomie und Buchkultur, sei es über Hungersnöte, die Wolfram erlebt hat, seien es Auseinandersetzungen mit früheren Herausgebern oder Meditationen über Zeit im Mittelalter. Wie wurden, im Skriptorium eines Klosters, die Epen geschrieben? Wie genau gingen die Turniere vor sich? Über neunhundert Seiten umfassen Biographie, Zeit- und Werkgeschichte sowie die Übersetzung. Wer sie liest, gewinnt eine Zeit und eine Literatur zurück, die uns abhanden gekommen waren (*Insel Verlag, Frankfurt am Main*).

Reisen im Mittelalter

Im Zeitalter des Düsenjets, der Intercity-Züge und der Nationalstrassen, auf denen die Autokolonnen rollen oder sich stauen, ist es einerseits vergnüglich und andererseits nicht ganz unverfänglich, sich anhand des Buches von *Norbert Ohler* in die Zeit der gemächlichen Reisen zu Wasser und zu Lande zu vertiefen, zu denen die Menschen im Mittelalter nur aufbrachen, wenn sie eben mussten. Der Fusswanderer brachte es da auf 25 bis 40 Kilometer im Tag, der eilige Reiter vielleicht auf 60 Kilometer, und Kuriere, die ihre Pferde wechselten, schafften bis zu 80 Kilometer. Es gab schnellere Boten, etwa die päpstlichen Eilboten im 14. Jahrhundert, die es bis auf 100 Kilometer am Tag gebracht haben sol-

len. So weit etwa trugen auch die Schiffe auf den Flüssen, und Segelschiffe auf Seen oder auf dem Meer machten gar das Doppelte, wenn günstige Winde wehten. Über das Drum und Dran, über Gastfreundschaft und Gastgewerbe, über das Reisen im Hochgebirge und die Unterkünfte in den Hospizen berichtet der Verfasser getreu nach den Quellen, wobei nicht nur Reisen in Europa berücksichtigt werden, sondern die Kreuzzüge nach Afrika, die Reisen durch Asien, selbst die Entdeckungsreisen des Kolumbus. Das Reisekönigtum Karls des Grossen beansprucht ein eigenes Kapitel. In Ohlers Darstellung sind viele Reiseberichte eingearbeitet, in denen die Reisenden selbst zum Wort kommen. Illustrationen ergänzen den Text (*Artemis Verlag, München und Zürich 1986*).

Europäische Festkultur im Mittelalter

Mittelalter ist Trumpf. Es gibt eine ganze Reihe von Neuerscheinungen, vom Staufferkönig Friedrich II. bis zum «Parzifal» des Wolfram von Eschenbach und vom Buch übers Reisen im Mittelalter bis zu der schönen Studie «*Vom Mummenschanz zum Machttheater*» von Jacques Heers, die uns alle eine Epoche wieder nahebringen, von der allerlei pauschale oder gar falsche Vorstellungen im Umlauf sind. Heers' Buch ist 1983 im französischen Original zuerst erschienen. In der Übersetzung von Grete Osterwald liegt es jetzt in einer sehr schönen, mit zehn Abbildungen bereicherten deutschen Ausgabe im *S. Fischer Verlag* vor. Heers ist Historiker an der Sorbonne, ein Spezialist des Mittelalters. Sein Buch hat drei Schwerpunkte: Das Sakrale und

das Profane, wie es in liturgischen Dramen und geistlichen Spielen, in Tanzprozessionen seinen Ausdruck fand; das Narrenfest, eine im Mittelalter sich ausbildende Form der Satire, und schliesslich die Karnevalsbelustigung, die grossen närrischen Aufzüge und Maskeraden. Jacques Heers geht den soziologischen Zusammenhängen nach und zeigt auf, wie aus den Spielen und Vergnügungen der Volkskultur allmählich Inszenierungen der Macht herauswachsen.

Heloise und Abaelard

Über das berühmte Liebespaar ist schon viel geschrieben worden. 1117 begegnete der vielgerühmte, angesehene Philosoph Abaelard seiner Schülerin Heloise im Hause ihres Onkels. Lehrer und Studentin verliebten sich, man kennt die traurige Geschichte, und man kennt auch die Briefe, die sie sich schrieben, als beide ihr ferneres Leben getrennt hinter Klostermauern verbrachten. Aber das, was *Mariateresa Fumagalli* in ihrem Buch über das Liebespaar, über die Zeit, in der es gelebt hat, und über die geistige Atmosphäre, die Sitten und die gesellschaftlichen Zustände erarbeitet hat, ist neu und im ganzen von grosser Schönheit. 1984 ist das italienische Original der Arbeit erschienen, 1986 legt der *Artemis Verlag, München und Zürich*, das Buch in der deutschen Übersetzung von Ursula Knöller-Seyffarth vor. Es liest sich wie eine tragische Legende, aber es ist zugleich ein umsichtig auf die Quellen abgestützter Forschungsbericht. Wir lernen die Hauptbeteiligten kennen, sie werden in *Mariateresa Fumagallis* behutsamen Interpretationen der Dokumente lebendig. Das Buch ist in Italien

mit dem Premio Catullo Sirmione ausgezeichnet worden. Es zeugt von staunenswerter Gelehrsamkeit und bewundernswürdiger Einfühlung.

Pausanias: Reisen in Griechenland

Der einzige, der über Griechenland im Altertum als Reisender geschrieben hat, ist Pausanias. Wie es in Athen, Sparta, Delphi und Olympia aussah, kann man seinen Berichten entnehmen, wie die Landschaft war, die kleineren Ortschaften, er hat es beschrieben. In drei Bänden soll, nach Vorläufern, in nunmehr vollständiger Ausgabe das Reisewerk des Pausanias erscheinen, auf Grund der kommentierten Übersetzung von *Ernst Meyer* her-

ausgegeben von *Felix Eckstein*. Der erste Band liegt vor in der «Bibliothek der alten Welt», *Artemis Verlag, Zürich und München 1986*.

Theaterlexikon

Manfred Brauneck gibt in der Reihe «Rowohlts Enzyklopädie» nun auch ein Theaterlexikon heraus, das Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles in knappen Artikeln charakterisiert. Insgesamt sind es nahezu 1000 Stichwörter, die in dem tausendseitigen Band erläutert werden. Ein Nachschlagewerk für Profis wie für Laien (*Rowohlts Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1986*).



Rund um das Haus

ETERNIT-Produkte in dauerhafter Qualität gelangen rund um's Haus zur Anwendung: Ob Dach oder Fassade, ob Sanitärablauf oder Lüftung, ob Pflanzenbehälter für Balkon, Garten oder Innenraum! Verlangen Sie die Information «Rund um das Haus». Postkarte genügt.

Eternit®
schützt und hält

Senden Sie mir die Information «Rund um das Haus»

Adresse _____

info _____

Eternit AG 8867 Niederurnen 058 23 11 11